

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

231 Roman von J. S. Kosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

Marguerite hielt die Augen auf Guy gerichtet, und dieser Blick, in dem sich das Weib, das Kind, das Tier und die Göttin zusammenfanden, zog ein ganzes Reg. von Schönheit über ihn.

„Die Arbeit langweilt Sie nicht allzu sehr?“ begann er nach kurzem Schweigen.

„Nein, sie macht mir Vergnügen. Habe ich es Ihnen nicht schon gesagt?“

„Sie haben es mir schon einigemal gesagt, aber ich höre es gern, wenn Sie es wiederholen. Also, jetzt wäre es Ihre Pflicht, vollkommen glücklich zu sein!“

Das strahlende Gesicht zeigte nicht gerade ein Lächeln, aber jenes erschauernde Behagen, das wie der Hauch eines Lächelns erscheint.

„Ich bin auch sehr glücklich,“ sagte Marguerite.

„Sie wünschen gar nichts mehr?“

„Gar nichts.“

„Keine Träume, kein Ausflug ins Land der Phantasie?“

„Viele Träume, aber keinen, der mich ein glücklicheres Los erleben ließe.“

„Dann,“ und Guy konnte es nicht hindern, daß seine Stimme jetzt ein wenig bebte, „wären Sie also nicht sehr geneigt, über Ihre Zukunft zu sprechen?“

Ein leises Zittern bewegte die feinen Augenlider.

„Nicht über eine bestimmte Zukunft — das Unbestimmte ist mir angenehmer.“

„Sie denken also nicht ans Heiraten?“

Er ballte frampfhaft die Fäuste, aber dennoch verriet sich keine Bewegung, ein Zucken des Mundes.

„Ans Heiraten?“ fragte sie erstaunt, „nein, niemals.“

Er senkte, seine Schläfen waren feucht. Doch eine unwiderstehliche Gewalt drängte ihn, fortzufahren.

„Ein Heiratsantrag würde Ihnen demnach sehr überraschend kommen?“

„Ein Heiratsantrag?“ fragte sie mit unbestimmter Angst.

„Ja, wirklich, das wäre etwas sehr Ueberraschendes für mich.“

„Was würden Sie antworten?“ drängte er.

Sie hatte sich zurückgelehnt. Eine Bewegung flog in ihr auf, hob ihre Brust und brachte Licht in ihre Augen, jenes bläuliche, das in den Augen schöner Frauen so veräuschend wirkt.

„Was könnte ich jetzt antworten?“ sprach sie. „Mir scheint, ich müßte erst lange nachdenken, sehr lange, viele Monate vielleicht. Und dann.“

Ihre ganze graziose Person drückte fragende Unruhe aus.

„Und dann möchten Sie wohl auch wissen, wer es ist?“

sprach er mit einer Bitterkeit, die er nicht zu unterdrücken vermochte. Sie antwortete nicht. Ihre Augen drangen förmlich ineinander ein. Er fühlte, wie sein Geheimnis ihm langsam, schmerzlich, wie ein verwundeter Vogel entflohe.

Mit rauher Stimme sagte er:

„Und wenn es ein Märchenprinz wäre, jung, schön, reich?“

Er wollte seine Blicke losreißen, aber er konnte es nicht. Eine fahle Blässe überzog sein Gesicht, und er sah, wie sich Sekunde um Sekunde seine Bewegung in Marguerites Zügen widerspiegelte wie eine gewitterschwere Wolke in der Wasserfläche eines Teiches.

„Jung, schön und reich!“ sprach sie träumerisch. „Da gehörte noch etwas andres dazu.“

„Und zwar?“ fragte er begierig.

„Ich müßte ihn lieben.“

Sie schwiegen. Etwas, das nur mit ihnen selbst wieder verschwinden konnte, war eben auf dem Grund ihrer Seelen entstanden.

Für sie war es nur die Enthüllung der Gefühle eines andren Wesens. Aber welche geheimnisvolle, unerlaubte Triebe weckte das in ihr, wie magnetisch wirkte es auf ihr ganzes Wesen! Vor einigen Minuten noch wäre der Mann, der vor ihr stand, vielleicht der letzte gewesen, den sie spontan,

aus freiem Antrieb geliebt hätte. Er war ihr Schutzgeist, der auf einer Höhe stand, von der sie, mit Ausnahme ihrer beinahe kindlichen Gefühle, alles trennte. Aber die Liebe ist nicht unbedingt eine autonome Gewalt. Sie ist sogar oft das gerade Gegenteil davon. Der Mann besonders kann seine Liebe einem Weibe suggestiver und kann trotzdem nur umsomehr geliebt werden.

Kaum war die Ahnung der Leidenschaft Herbelines über Marguerite gekommen, als sie sich von einer Schwäche erfaßt fühlte, die sie keinem andren gegenüber gefühlt hätte. Ihre ganze Lautbarkeit wurde zur Erregung. Sie war sich übrigens nur dunkel dessen bewußt, was in ihr vorging, und hätte Herbeline in diesem Augenblick und nie wieder in dieser Art mit ihr sprechen können, dann hätte sie vielleicht alles vergessen. Die Zahl der Gefühle, die aus Mangel an Gelegenheit nicht zum Erläutern kommen, ist unendlich viel größer als die Zahl derer, die zum Ziele führen.

Er war wie vernichtet bei dem Gedanken, daß sie wußte, was in ihm vorging oder es wenigstens erriet. Endlich hatte er die Augen weggewendet. Gesenktes Hauptes, wie ein Schuldbeladener, stand er vor ihr. Doch da er begriff, daß er sprechen mußte, so sagte er:

„Ich habe Ihnen noch immer nicht den Namen genannt. Es ist Jean Philibert Donzagues.“

„Ach was!“ rief sie neugierig. „Aber ich kenne Herrn Donzagues noch so wenig.“

„Es scheint ihm doch zu genügen,“ meinte er sanft.

Abermals schwiegen sie. Sie hatte das dumpfe Gefühl, daß er litt, und fragte sich, was sie wohl thun müßte, um ihn zu beruhigen. So sagte sie:

„Das ist mir sehr unangenehm!“

Diese Worte waren für Guy wie ein Wassertropfen für die Lippen eines Verschmachtenden.

„Wirklich?“ fragte er heftig.

Sie hatte eine Ahnung ihrer Macht. Aber im selben Augenblicke erwachte die weibliche Seele in ihr, sie fürchtete, sich zu bestimmt auszudrücken.

„Ich wünschte,“ sagte sie schmachkend, „man würde den ganzen Sommer kein Wort darüber mit mir sprechen. Ich wünschte, weiter leben zu dürfen, wie ich nun lebe, harmlos, unbekümmert, ohne Gedanken an die Zukunft.“

„Aber man wird ganz gewiß mit Ihnen darüber sprechen!“

Sie warf ihm einen raschen Blick zu und sah, daß es nötig war, ihn noch etwas zu beschwichtigen.

„Wenn man mit mir darüber spricht, dann werde ich um Gnade bitten, bis nach Schluß der Ferien.“

„Und dann?“

Sie wendete den Kopf ab und entgegnete schüchtern:

„Alles kann ich nicht voraussagen!“

„Das ist richtig!“ gab er zu.

Er begriff, daß es unvernünftig und ungeeignet gewesen wäre, mehr zu verlangen. Wenn seine Unruhe auch anhieft, so war sie doch erträglicher geworden. Er gewann Zeit, und das ist alles, dessen es bedarf, um die schlimmsten Befürchtungen jener armen Geschöpfe zu beruhigen, deren Leben selbst nur eine kurze Frist ist.

„Also,“ sagte er, indem er Heiterkeit heuchelte, „wir werden Ihre Ferien respektieren!“

Dufröne erschien nun.

„Also jetzt zu uns beiden!“ rief Herbeline.

Sowie sie mit einander allein waren, sagte der Doktor: „Es hat sich zufällig ein Gespräch ergeben, daß ich Marguerite von dem Heiratsantrag des Donzagues Mitteilung machen konnte.“

„Nun, und . . .“

„Nun, sie hat augenblicklich keine Lust zum Heiraten.“

„Und wie recht hat sie!“ rief ihr Vater. „Sie ist ja so glücklich!“

„Das sagte sie eben auch . . . Sie möchte vor Ablauf der Ferien über gar nichts nachdenken. Mir scheint, man sollte ihr diese Frist wirklich gewähren. Wie denken Sie darüber?“

„Ich schiebe ja meiner Natur nach die Dinge gern hinaus. Aber in diesem Falle thue ich es lieber denn je. Habe ich

Ihnen nicht schon gesagt, daß mir die Ehe wie etwas Trauriges erscheint . . . wie ein schneller Weg zum Tode?"

"Wo sind Sie auch der Ansicht, daß vor Oktober gar kein Entschluß gefaßt zu werden braucht? Ich kann also in diesem Sinne mit den Damen oder mit Donzagues sprechen?"

"Aber gewiß!" entgegnete Dufrene. "Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich mich in dieser Beziehung nach Ihrer Ansicht richten will?"

"Ja wohl . . ., aber die Sache ist ernst genug, um darauf zurückzukommen."

(Fortsetzung folgt.)

Im Herzen von Asien.*)

Das ferne Asien hat seit Jahren die Augen der gesamten Welt auf sich gelenkt, und gegenwärtig wird die Entwicklung der Dinge im fernsten Osten des ungeheuren Weltteils mit besonderer Spannung verfolgt, — ist es doch leicht möglich, daß Rußland einen zähen Widerstand an dem asiatischen Volk der Japaner findet.

Aber nicht nur nach Ostasien, wo auch die gesegnete deutsche Kolonie oder Pachtung Kiautschou liegt, richten sich erwartungsvoll die Blicke, sondern auch in innersten Asien vollziehen sich Ereignisse, die vielleicht noch von besonderer Wichtigkeit werden: Von Indien ist eine militärische Expedition der britisch-indischen Armee ausgebrochen, um von Westen her in das im Herzen Asiens gelegene Hochland von Tibet einzudringen und in diesem namentlich China unterthänigen Lande, dem verschlossensten der Welt, das sich gegen Europäer noch viel ausschließender verhält, als China selbst, festen Fuß zu fassen. Schon sind die ersten Pässe überwunden, tibetischer Boden betreten, und der Marsch nach der „heiligen Stadt“ Lha sa gerichtet, wo der Dalai-Lama a thront, der geistliche Herrscher des Landes, dessen Willkür alle weltlichen Behörden gehorchen. Ob dieses Ziel erreicht wird? Die militärische Widerstandskraft der Tibeter ist jedenfalls nur gering, hat das ganze Land doch kaum 1/4 Million Einwohner, ein verschwindendes Häuflein gegenüber der gewaltigen Macht Britisch-Indiens. Aber dieses kleine Häuflein bedohnt ein Gebiet, das fast viermal so groß ist, als Deutschland, und zum größten Teil aus unbegleiteten und unwirtlichen Einöden besteht. Tibet ist das höchstgelegene Hochland der Erde, das nirgends unter 4000 Meter Meereshöhe herabsinkt, also fast überall den Gipfel des Montblancs überragt; die Pässe in seinen Bergen erheben sich nicht selten über 5000 Meter Höhe. Die natürlichen Schwierigkeiten, die ein hier vordringendes Heer finden muß, sind also kaum vorstellbar, selbst wenn die eingeborene Bevölkerung den Eindringlingen bereitwilligst Unterstützung angedeihen läßt; ob sie im gegenteiligen Fall überhaupt überwindbar sind, muß zum mindesten zweifelhaft erscheinen.

Einzelheiten über die nähere Geographie Tibets sind noch wenig bekannt. Sehr zur rechten Zeit ist daher gerade jetzt das Buch des schwedischen Reisenden Hedin erschienen, der im Juni vorigen Jahres nach fast dreijährigem Aufenthalt in Inner-Asien, wovon das Durchziehen Tibets ein volles Jahr in Anspruch genommen hatte, in seine Heimat zurückgekehrt ist.

Es war ursprünglich nicht Tibet, was Hedin zu seinen Jahren anreizte. Nördlich von Tibet dehnt sich im östlichsten Teile von Turkestan die weite Sandwüste Talla-malan aus, die im Norden und Osten durch den Tarim-Fluß begrenzt wird, dessen Wasser sich in dem geheimnisvollen See Lop-nor verlieren. Das Wasser reicht jedoch nicht aus, das Land auf weite Strecken hin fruchtbar zu machen, und östlich vom Tarim und Lop-nor seht bald wieder in schier endloser Erstreckung die Sandwüste Gobi ein.

Zur Erforschung des Tarim und Lop-nor war Hedin schon einmal, im Jahre 1895, ausgezogen. Mehrfach hatte er dabei auch die Wüste Talla-malan durchquert und im Wüstenland begrabene Ruinen alter Städte an ehemaligen Flußbetten gefunden, ein Zeichen, daß die Flüsse, die von Süden her in das Sandmeer eindringen, ehemals ihre Wasser viel weiter vorschoben, ehe sie, vom Sande überwältigt, versiegten. Auch am Lop-nor konnte Hedin ziemlich rasche Veränderungen der Lage feststellen, und er gab der Vermutung Ausdruck, daß dieser See sich früher sehr viel weiter nördlich befunden haben muß. Der endgültigen Lösung dieses geographischen Problems galt Hedins diesmalige Reise in erster Linie; zu diesem Behufe wollte er auch in die Wüste Gobi eindringen, und erst nach Erledigung dieser Aufgaben südwärts nach Tibet sich wenden, das er von Osten nach Westen zu durchziehen gedachte.

Mit geringen Abänderungen wurde dieses Programm auch ausgeführt, und unsere geographischen Kenntnisse haben durch Hedins Reisen manche wertvolle Bereicherung erfahren.

Von Kaschgar aus, schon im chinesischen Turkestan gelegen, wo er am 17. August 1899 eintraf, begab Hedin sich nach Lailil am Tarim; dort baute er sich eine Hütte, mit der er am 17. September aufbrach und 3 1/2 Monate stromabwärts fuhr, bis die winterliche Eisdecke der weiteren Fahrt Halt gebot. Die Veränderlichkeit des Flußlaufes, von dem eine genaue Karte noch niemals aufgenommen

war, wurde hierbei festgestellt, er hatte sich stellenweise ein andres Bett gegraben, als Hedin drei Jahre zuvor gefunden hatte.

Vom Winterquartier, das bei dem Dörfchen Tura-sallan-ai aufgeschlagen wurde, machte Hedin einen Ausflug in die Wüste Talla-malan, die auf ihn eine eigentümliche Lösung auszuüben scheint; er durchquerte sie nach Süden und kehrte, auf schon bekanntem Pfade am Tschertschen-Darja (Darja-Fluß) entlang und dann den Tarim hinaufziehend zum Lager zurück. Der Wüstenausflug hat nach seinem eignen Urteil die darauf verwandten 13 Tage kaum gelohnt, während die Rückkehr reiches geographisches Material zur Erforschung des Flußgebietes brachte.

Ein zweiter Ausflug, vom 5. März bis 8. Mai, galt der Erforschung der noch unbekanntem Lop-Wüste, dem östlichsten Teile der Wüste Gobi. Zunächst wurde sie am Nordrand in östlicher Richtung durchzogen, bis zur Oase Altimisch-Bulak, und dann nach Süden durchquert, wobei man wieder auf den Lop-nor stoßen mußte. Auch in dieser Wüste entdeckte Hedin zufällig die Ruinen einer alten, vielleicht vor dem andringenden Sande verlassenem Stadt, weshalb der Plan in ihn reifte, zur eingehenderen Untersuchung derselben noch einmal zurückzukehren.

Mitte Mai setzte sich die Hütte wieder flugabwärts in Bewegung, und nach gründlicher Feststellung der gegenwärtigen oder vielmehr der damaligen Lage des Lop-nor — der See wandert augenblicklich wieder mit ziemlicher Schnelle nach Norden — wandte Hedin sich südwärts zur Erforschung des bergigen Hochlandes. Von Temirlil aus, das im Juni erreicht wurde, ging die Expedition schon fast bis an die Grenze von Tibet; doch blieb in Temirlil das Standquartier, weil Hedin ja zur Wüste zurückkehren wollte. Nach fast halbjähriger Tour durch die Berge trat er im Dezember wieder dort ein, und brach alsbald nach nur sechstägiger Ruhe zu einem ausgebreiteten Marsche auf, der ihr viele Meilen weit — auf diesem Ausflug wurden im ganzen 2000 Kilometer zurückgelegt — am Südrand der Wüste Gobi hinführte, dann sie nordwärts durchquerte, und wieder in westlicher Richtung auf die Oase Altimisch-Bulak zurückkehrte. Auf diesem schwierigen Marsche stand die Karawane dicht vor der Katastrophe; sie hätte die Oase vielleicht nicht erreicht, wenn sie nicht noch vor ihr, allerdings schon in ihrer Nähe, Wasser gefunden hätte. Von Altimisch-Bulak ging es auf dem schon einmal gegangenen Wege südlich in die Wüste zu den Ruinen, bei denen die Expedition sich eine volle Woche mit Ausgrabungen aufhielt. Aus den aufgefundenen Schriftzeichen, die der deutsche Ethnologe Himlch in Wiesbaden entziffert hat, geht hervor, daß Hedin an den Trümmern der alten Stadt Lou-lan stand, der Hauptstadt eines gleichnamigen Königreiches, das sich in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung unter chinesischer Oberherrschaft befand. Die gefundenen Papiere stammen sämtlich aus den Jahren 264—270 n. Chr.

Der weitere Zug nach Süden war langsam, weil Hedin ein genaues Nivellement des Weges aufnahm; er stellte dadurch fest, daß das Nordufer des Lop-nor, das 8 1/2 Kilometer vom alten Loulan entfernt ist, 2 1/2 Meter tiefer lag als dieses, daß aber zunächst südlich von Loulan noch eine Bodensenkung, ein vollständiges Becken passiert wurde, offenbar das Becken des alten Lop-nor, an dessen Ufer sich einstmal die jetzt im Wüstenland schlummernde Stadt, deren ausgegrabene Reste von Kunst und Gewerbeleiß zeugen, erhob.

Während dieser Reise, durch die Hedins Anschauung über die Natur des Lop-nor vollkommen bestätigt wurde, war das Standquartier wieder nach Norden, nach Abßak am Tarim, kurz vor seiner Mündung in den See, oder richtiger, seiner allmählichen Versumpfung und Versandung verlegt worden. Von hier brach nun die ganze Karawane im April 1902 auf, um südwärts über die Berge ziehend Tibet zu erreichen, das dann auf noch unbetretenem Pfade gen Westen durchzuwandern sollte. Dies ist die schwierigste Reise, die Hedin je vollführt hat. Eine stattliche Karawane, 39 Kamele, 45 Pferde und Maultiere, 60 Schafe und 30 Leute zogen am 17. Mai 1901 aus Tscharghil aus, wo die Karawane vervollständig war. Hier in noch nicht 1000 Meter Meereshöhe ahnten die Wenigsten die Schwierigkeiten, die ihnen bevorstanden. Nur 9 Kamele und 1 Pferd erreichten das Ziel, das Städtchen Leh in dem britisch-indischen Vasallenstaat Kaschmir, und auch von den Menschen waren eine ganze Anzahl den Beschwerden der mühseligen Wanderung erlegen.

„Ich gehe lieber zehnmal durch die Gobi-Wüste, als einmal zur Winterzeit durch Tibet,“ ruft Hedin im Hinblick auf seine Verluste an Menschen- und Tierleben aus. „Man kann sich keinen Begriff davon machen, was dies kostet; es ist eine wahre via Dolorosa (ein wahrer Schmerzensweg)!“

Und dabei fand er an der Grenze jeder Provinz, die er passierte, ein militärisches Aufgebot zu seiner Unterstützung und eine Anzahl Tibeter, die ihm auf Befehl des Dalai-Lama Lebensmittel und Hals — das vorzueffliche Zug- und Lasttier des Himalaya, das ruhig und sicher über die höchsten Pässe und schwierigsten Bergpfade steigt — in reichlicher Zahl zuführten. Ohne diese Hilfe der gutmütigen Bewohner des Landes wäre wohl kein einziges Tier der Karawane, dann aber wohl auch kaum ein Mensch lebend bis zum britischen Gebiete gelangt.

Mit dem Zuge nach Tibet verband Hedin noch eine Nebenabsicht: er wollte versuchen, als mongolischer Pilger verkleidet, die jedem Europäer verschlossene heilige Stadt Lha sa zu erreichen. Was begwedte er eigentlich mit diesem abenteuerlichen Versuch? Er sagt

*) Sven v. Hedin, Im Herzen von Asien, zehntausend Kilometer auf unbekanntem Pfaden. 2 Bände. Leipzig, S. A. Brodhäus. 1903. —

selbst: „Es war in der That wahnsinnig, das läßt sich nicht leugnen, das Leben zu riskieren, nur aus Lust, Thäsa zu sehen, das in seiner Topographie und seinem Aussehen durch Beschreibungen, Karten und Photographien von Punditen und Burjaden weit besser bekannt ist, als die meisten Städte des innersten Asien. Doch ich muß ehrlich gestehen, daß ich mich nach den zwei Jahren ruhiger, friedvoller Wanderungen durch unbewohnte Teile des Kontinents und nach all meiner strebsamen Arbeit nun einmal nach einem wirklich haarsträubenden Abenteuer sehnte. Ich fühlte das unüberwindliche Bedürfnis, meine Person in eine Lage zu bringen, in der das Leben auf dem Spiele stand. . . Thatsächlich sehnte ich mich mehr nach dem Abenteuer, als gerade nach Thäsa.“ Man versteht diese Absicht Hedins vielleicht, wenn man hört, daß er erst 33 Jahre alt ist; er sagt selbst, als er zum erstenmal von seiner Absicht spricht: „Der ganze Plan des Versuches, beschränkt nach Thäsa zu dringen, gehörte zu jenen waghalsigen Abenteuern, die nur Reiz ausüben, wenn man noch jung ist.“

Im Verfolg dieses Planes trennte sich Hedin kurz vor der britischen Grenze von seiner Karawane und gelangte in seiner Verkleidung mit zwei Begleitern bis auf wenige Tagereisen vor Thäsa; dort wurde er aber erkannt und — im übrigen mit durchaus freundlicher Behandlung — gezwungen, das Land wieder nordwärts zu verlassen. Auch die Karawane, mit der er nachher wiederkam, durfte nicht südwärts ziehen, sondern mußte sich früher, als Hedin wünschte, nach Westen wenden. Den mißglückten Versuch, nach Thäsa zu kommen, nennt Hedin gelegentlich einmal „eine flüchtige Episode, eine Parenthese im Verlaufe der Reise.“ Aber zum Teil ist durch diese Parenthese die Absicht seiner Reise durch Tibet mißglückt, soweit sie nämlich auf rein geographischem Gebiet liegt. „Ich wollte die Tibeter sehen, mit ihnen reden und ausfindig machen, weshalb sie die Europäer so verabscheuen,“ sagt er bei Besprechung seiner Absichten. Aber er war bei seiner schwierigen Wanderung beständig von Militär überwacht und kam dadurch nicht in die Lage, in irgend welche Verbindung mit den Bewohnern des Landes zu treten und ihre Sitten und Lebensgewohnheiten zu erforschen. Ob freilich viel damit verloren ist, ist eine andere Frage; so hervorragende Eigenschaften Hedin als geographischer Forscher hat, so wenig ist er vielleicht geeignet, unbefangenen über Volksstämme zu urteilen. Nur ein Beispiel seiner geringen Vorurteilslosigkeit: Ein Mohammedaner, der schon 1895 die unglücklich verlaufene erste Wüstenreise mit ihm mitgemacht und sich dort sehr bewährt hatte, wurde auch diesmal angestellt und erhielt einen besonderen Vertrauensposten, auf dem er sich aber erhebliche Veruntreuungen und andre Ungehörigkeiten zu Schulden kommen ließ. Als Hedin diese Sache erzählt, zieht er folgende Moral aus ihr: „Traue nie einem Muselman!“ In moralischer Hinsicht ist diese Rasse schlecht.“

Auch sein langes und hüniges Zusammensein mit einem ägyptischen Lama aus Kara-schahr — derselbe hatte sich nach Ueberwindung seiner Gewissensbedenken dazu gewinnen lassen, ihn nach Thäsa zu begleiten — hat er anscheinend nicht benutzt, um näheres über den Lamaismus und Tibet, wo der Lama wiederholt gewesen war, zu erfahren; vielmehr scheint dieser junge 27jährige Mann, den Hedin „einen der besten Menschen nennt, mit denen er zu thun gehabt hatte,“ seinerseits den Verkehr benutzt zu haben, um sich besser zu unterrichten. Wenigstens erzählt Hedin: „Er hegte großes Interesse für das Christentum und hat mich oft, ihm meinen Glauben auseinanderzusetzen; nach seiner Ansicht hatten wir so viele Berührungspunkte, daß ich eigentlich ebenso berechtigt war wie irgend ein Buddhaist, die Wallfahrt zu machen.“

Aber trotz solcher kleinen Ausstellungen legt die Reise, die unser geographisches Wissen in mehrfacher Hinsicht bereichert hat, Zeugnis ab von mütiger Energie und zäher Ausdauer, denjenigen Eigenschaften, die das Menschengeschlecht insgesamt vorwärtwärts treiben, zu höherer Entwicklung führen, und wir können Hedin nicht ganz Unrecht geben, wenn er seinen Kritikern zuruft: „Ihr, die Ihr mit Eurer großen Weisheit und Euren unerprobten Mute eine solche Reise und ihre Resultate beurteilt, Ihr mögt es selbst einmal versuchen!“ —

Kleines feuilleton.

— Tanne und Fichte. Was in Berlin unter dem Namen „Weihnachtsstanne“ auf den Markt kommt, ist zu 70 Proz. Fichte. Die richtige Tanne nennt man hier „Silbertanne“, und die abgeknittenen Fichtenwipfel, an denen noch manchmal die Zapfen hängen, „Doppeltannen“. Dafür kennt jeder Berliner, der einmal im Grimewald gewesen, die langnadelige Föhre oder Kiefer als „Fichte“. Und so ist es denn glücklich soweit, daß kaum der Zehnte mehr weiß, ob er seinen Weihnachtsbaum als Tanne oder Fichte ansprechen soll. Das Jahr über schweigt ja meistens der Streit, aber vor Weihnachten kommen jedesmal Briefchen an die Redaktion: „Ich und mein Freund Frige haben gewettet. Er sagt, sein Baum sei eine Tanne; ich halte ihn für eine gemeine Fichte. Wer hat nun recht usw. usw. Dann muß der Briefkasten herhalten. Aber dessen Raum ist beschränkt. Deshalb wollen wir die treffenden Ausführungen hierhersehen, die G. Raubut über unser Thema in der letzten Nummer der „Nerthus“ macht:

Die Tanne ist der echte deutsche Weihnachtsbaum, da ihre Heimat so recht eigentlich der mitteldeutsche Wald ist. Auf den mittleren Höhenzügen Deutschlands wächst die Tanne wild und erhebt sich in guter Lage als schlanker,

im Alter bis zur halben Höhe astfreier Baum von dreißig bis fünfzig Meter Höhe. Sie dehnt ihr wildes Vorkommen in Osten bis etwa zur Weichsel hin aus, geht aber nicht in die russische Ebene hinüber, ebenso wie sie im Westen mit den linksrheinischen Bergzügen abschneidet und beispielsweise in England ganz fehlt. Im Norden übersteigt sie Deutschlands Grenzen nicht, und im Süden setzen die Alpen ihr eine natürliche Grenze. Selbstredend kommt sie kultiviert weit über die Umrisse dieses Bezirkes hinaus vor, obgleich sie ziemlich kältefeindlich ist und schon im Klima von St. Petersburg erfriert. Der Aufbau der Tanne ist ungemein regelmäßig in Etagen übereinander gruppiert, und je nach dem Standort des Baumes sind die einzelnen Astquerte dicht aneinander gedrängt oder weit auseinandergerückt. Im Schatten werden die Zwischenräume größer, in freier, sonniger Lage kleiner, ebenso wie an schattiger Stelle die Nadeln viel vereinzelter und dünner stehen als an denjenigen Stämmen, welche die Sonne durchglüht und der Sturm zerzaust. Die Nadeln der Tanne stehen in zwei Zeilen links und rechts vom Astchen, bald völlig flach in einer Ebene liegend, bald mehr oder weniger aufwärts gekrümmt und damit dem Auge die charakteristische weiße Unterseite darbietend, auf welcher der Name Weißtanne beruht. Die einzelne Nadel ist flach gedrückt, deutlich in ein Stielchen verschmälert und an der Spitze abgerundet, die Oberseite ist dunkelgrün, die Unterseite zeigt zwei breite, weiße, leicht vertiefte Streifen. Von der Befronnung des Baumes und der Höhenlage, in welcher er wächst, hängt die Färbung der Nadeln außerordentlich ab. Je sonniger, je höher über dem Meeresspiegel der Standort liegt, um so kräftiger ist das Grün, um so leuchtender das Weiß der in der Höhe immer breiter werdenden Streifen der Unterseite, so daß Bergtannen oft ein ganz andres und viel schöneres Bild gewähren als die Tannen der Ebene. Einzelne Bäume zeigen ein gelbliches, zuweilen fast lachsiges Aussehen; sie standen an zu trockener Stelle im vollen Sonnenlicht und kranken am Uebersuß der Hitze, welche nicht durch die genügende Wasserzufuhr gemildert wurde. Die Blüten der Tanne sind im Mai und Juni an den Enden der Äste leicht zu finden, besonders die dicht zusammenhängenden gelben Kägchen der männlichen Blüten, deren befruchtenden Staub der Wind oft in ganzen Wolken verstäubt. Ein oder das andre Körnchen des Blütenstaubes wird dann auf die winzigen Pappchen der weiblichen Blüten geweht, welche gleichfalls, aber einzeln, an den Zweigenden sitzen und violett gefärbt sind. Ist die Bestäubung erfolgt, so geht durch Auswachen des männlichen Staubkörnes langsam die Befruchtung vor sich, und in zwei Jahren wird aus der weichen, kleinen Blüte der starre, grobe, hartschuppige Tannenzapfen, welcher je nach der Art emporsteht. Unter jeder Schuppe birgt er zwei hartschalige, braune Samentörner mit zartem Flügelanhang. Die Sommerhitze löst die Pappenschuppen auseinanderlassen, der Wind schüttelt das Flügelkorn heraus und treibt es fort vom Mutterherzen, bis es irgendwo zur Erde sinkt, sich einbettet und keimt. Der zarte Keimling trägt sechs bis zehn sternförmig gestellte Keimnadeln und eine Centralnosppe, aus welcher der Trieb hervorbricht, der zwei bis drei Jahrhunderte langsam fortwächst, wenn nicht des Menschen Hand oder des Sturmes Gewalt ihm ein vorzeitiges Ende bereiten. Das Tannenholz ist weich und weich, daher nur von geringem Werte, während das Harz der Tanne als weißer oder Strahburger Terpentin hochgeschätzt ist.

Die Fichte wächst wild durch ganz Nord- und Mitteleuropa bis zu den Pyrenäen und bis zu den Bergen Oberitaliens. Jenen des Urals geht sie im südlichen Sibirien bis in die Gelände des Amurs; sie kommt wild vor in der Krim und im Kaukasus, aber sie fehlt den Balkanländern und überhaupt dem Süden, während sie enorme Kälte verträgt und zu denjenigen Bäumen gehört, welche am weitesten gegen Norden vordringen, ebenso wie sie in den Bergen beträchtlich höher als die Tanne steigt. Im Riesengebirge geht die Fichte sogar noch höher als das Knieholz. Während dieses schon in halber Höhe des Koppenkegels zurückbleibt, stehen Fichten noch dicht unter der Kapelle in den Felsenriffen nach dem Lupagrunde hin. Freilich sind es zwerge, wetterzerzauste Gesellen, aber sie halten aus, werden uralt und sorgen für Nachwuchs. Die sogenannten Baumleichen des Riesengebirges und Altwaters, oft mächtige Stämme in den höchsten Lagen des Kammes, sind abgestorbene Fichten, und die sogenannten Wettertannen der Hochgebirge, die meist an den exponiertesten Stellen stehen, sind fast immer nicht Tannen, sondern Fichten. Der rauhrindige, rothbraune Stamm der Fichte ist nie so schlank wie die glatte, aschgrau berindete Tanne und bleibt auch in der Höhententwicklung gegen diese zurück. Dagegen übertrifft die Fichte die Tanne in der Ausdauer, da gesunde Fichtenstämme von fast hundertjährigem Alter bekannt sind. Während die Tanne sich horizontal verzweigt, hat die Fichte oft die Neigung, ihre Äste etwas hängen zu lassen; es giebt sogar Formen, welche ähnlich den Trauerbäumen, schlaff herabhängende Äste tragen. Höchst auffällig sind diese schlaffen Formen, wenn gleichzeitig die Entwicklung der Seitenzweige der Hauptäste unterbleibt. Es entstehen dann sogenannte Schlängelfichten, deren Zweige in der That an grüne Schlangen erinnern. Andererseits treten in Hochgebirge eigenartig verkrümmte Fichten auf, bald

als winzige, kaum fußhohe, dicke Kegel- oder Kugelförmige, bald sogar als radförmig entwidelte Massen von großem Umfang, aber sehr geringer Höhe. Derartige Zwergformen bleiben auch in der Ebene lange konstant in ihrem Wachstum und bilden dann einen oft sehr schönen Gartenschmuck. Die Verästelung der Fichte ist sehr viel wirrer und unregelmäßiger als die der Tanne, die Dürre weit weniger gleichmäßig und mit abgestorbenen Seitenästen belastet. Die Nadeln der Fichte umgeben den Zweig von allen Seiten, nicht nur in zwei Reihen, sind beiderseits hellgrün, kurz und nadel-förmig, von rautenförmigem bis fast rundem Querschnitt und tragen eine scharfe, stehende Spitze. Die Nadeln der Fichte fallen sofort mit dem Trockenwerden des Astes ab, während die Tannennadeln noch wochenlang sitzen bleiben. Daher ist die Fichte in der Stube ein unangenehmer Gast, welcher schon nach wenigen Tagen seine Nadeln abzuwerfen beginnt und kaum die übliche Woche von Weihnachten bis Silvester ausfällt. Blühen, Früchten und Keimen vollziehen sich gerade so wie an der Tanne, nur hängen die Fichtenzapfen vom Baume herab, während, wie schon gesagt, die Tannenzapfen aufrecht stehen. Die Fichtenzapfen fallen ganz vom Baume, während die Tannenzapfen sich in einzelnen Schuppen ablättern und die feste Mittelsäule des Zapfens oft noch lange aufrecht stehen bleibt, nachdem längst schon die letzte Schuppe davon gestattert ist. Alle die langen, fast cylindrischen Zapfen, welche auf den Markt kommen, sind Fichtenzapfen. Tannenzapfen kommen niemals im Weihnachts-verkehr vor. . . .

ss. Die Entwicklung des Farbensinnes. Vor einer Reihe von Jahren stellte Gladstone auf Grund der Thatsache, daß die alte griechische Pötrairur auffallend wenige Worte zur Farbenbezeichnung besitzt, die Ansicht auf, daß der Farbensinn, wie wir ihn heute verstehen, eine verhältnismäßig späte Erwerbung des Menschen wäre. Diese Theorie wurde bei ihrer Entfaltung heftig bekämpft und ist bis heute nicht zu einer allgemeinen Annahme gelangt. Wir müssen darauf verzichten, eine Vorstellung davon zu gewinnen, wie die alten Griechen des Homer die Farben gesehen haben, denn unter den heutigen Menschenrassen giebt es wohl kaum eine, die den Griechen jener Zeit in sozialer und geistiger Entwicklung genau entpötricht. Es ist aber nicht zu übersehen, daß es auch nicht ganz an Thatsachen fehlt, die zu Gunsten der Lehre Gladstones sprechen. Wir wissen z. B., daß gewisse Verfeinerungen des Farbensinnes durch Erziehung erreichbar sind, und es giebt auch Zeugnisse dafür, daß bei einigen der niederen Menschenrassen die Empfindlichkeit eines besonderen Sinnes in dieser oder jener Beziehung nicht genau dieselbe ist wie bei den höher entwickelten Rassen. Genaue Messungen, die über den Standpunkt der Naturvölker in diesen Dingen Auskunft geben könnten, sind bisher nur äußerst selten gemacht worden, aber man ist jetzt doch wenigstens auf die Notwendigkeit solcher Untersuchungen aufmerksam geworden, und so können wir vielleicht von einer nicht zu fernen Zeit eine Aufklärung der gewiß nicht unwichtigen Frage über die Entwicklung der Sinne und ihrer Leistungen erwarten. Angebahnt ist die Lösung dieser Aufgabe durch die psychometrischen Arbeiten, die Dr. Rivers gelegentlich der von der Universität Cambridge zu den Antipoden entsandten Expedition unter den Eingeborenen der Murray-Inseln in der Torres-Strasse ausgeführt und jetzt beschrieben hat. Seine Beobachtungen sind sehr beachtenswert, denn er fand unter anderem, daß bei diesen Naturmenschen der Farbensinn in auffallendem Grade mangelhaft war, und der Einwand, daß es ihnen nur an bezeichnenden Worten fehlte, hat sich nicht als stichhaltig erwiesen. Wo die Sprache am meisten verlagte, da zeigte sich auch die Sinneskraft die bedeutendsten Mängel. Die Leute des dortigen Menschenstammes konnten im allgemeinen Rot und Gelb erkennen, Grün noch in besonderen Fällen; für diese Farben hatten sie auch Namen, aber ihre Vorstellungen von Blau waren ganz unbestimmt und vermischten sich mit Mauve und Schmutzblau. Nur eine blaue Farbe von besonders ausgesprochener Qualität schien ihnen einigen Eindruck zu machen. Merkwürdig war die Thatsache, daß die bei uns so häufige Farbenblindheit für Rot und Grün bei jenen Naturmenschen gar nicht vorkommen schien. In den äußeren Teilen der Neghant war auch die Empfindlichkeit für Blau fast vollständig, eine zweite sonderbare Thatsache. Die anderen Sinneskräfte zeigten auch merklliche Abweichungen von den Fähigkeiten, über die der Kulturmensche verfügt, obgleich nicht in so hohem Grade wie der Farbensinn. Die Gehörsthätigkeit war geringer als beim Europäer, so auch die Empfindlichkeit für Schmerz und für Gewichtunterchiede. Feiner dagegen war der Tastsinn, die Schärfe der Aufnahme für Gerüche etwa die gleiche wie bei den Europäern, die für Gesichtseindrücke geringer. Eigentümlich ist auch, daß diese Menschen zwar eine Empfindung für den bitteren Geschmack eines Stoffes, aber kein Wort zu seiner Bezeichnung haben. —

Humoristisches.

— Schwind-Anekdöten (aus der soeben erschienenen Schwind-Nummer der Münchener „Jugend“):
Ein Kollege lud den alten Meister in sein Atelier, um die ziemlich umfangreiche Skizze eines Gemäldes, das die Sintflut darstellen sollte, zu betrachten. Schwind erzählte und sah eine Weile still und nachdenklich vor der Leinwand, bis er endlich langsam begann: „Das freut mich — nein, das freut mich —“

Der Kollege fühlte sich bereits geschmeichelt: „Im Ernst, Herr Professor?“ —

„Ganz im Ernst: das freut mich — daß das Luderzeug alles verkaufen muß!“ —

Als Schwind eines Abends mit Professor Wilhelm Waagen (später Universitäts-Professor in Wien), durch das Karlsborger Thor ging, sagte er zu ihm: „Passen S' auf, da kommt eine Lad'n, die kenn ich schon 25 Jahr!“ —

Sein junger Sohn Hermann war einmal mit einem selbstgebauten Kofz, worauf er ein Segel gesetzt hatte, weit in den See hinausgefahren. Als Schwind dies hörte, rief er voll Angst: „Den Kerl erschieß ich sofort, wenn er kommt! So eine Dummheit!“ Als das Fahrzeug langsam heimwärtsfuhr, rief er: „Der kriegt mir Brögel, wenn er kommt!“ Nachher: „Der kriegt mir aber eine Ohrfeig'n!“ Als er aber schließlich wohlbehalten landete, umarmte ihn Schwind mit den Worten: „No, weil Du nur wieder glücklich da bist!“ —

Schwind stand am Schaufenster eines Kunstladens in der Nähe der alten Münchener Akademie. Ein Kupferstück nach Cornelius' großem „jüngsten Gericht“ war dort ausgestellt.

Eben ging ein junger Malerhülfe, den Schwind wohl leiden mochte und dem er sich öfters freundlich bewiesen hatte, vorüber. Schwind winkte ihn heran. „Sie, Schann S' einmal den Kupferstück an! Fällt Ihnen nie auf?“ — Der Angeredete schaute, aber vergeblich. „Na, sehen Sie; das muß einem doch auffallen. Das ist eine großartig gedachte Komposition, keine Frage! Aber warum, frag ich Sie, warum haben die Kerle allesamt Bauchbinden an?“ —

Bekannt ist, daß Schwind ein entschiedener Gegner der Richtung Pilotys war, trotz der persönlichen Achtung, die er für denselben hegte. Man war deshalb auf sein Urteil gespannt, als er zum erstenmal des großen Bildes von Piloty „Aero auf den Ruinen Roms“ ansichtig ward.

Erst räusperte er sich, dann wies er auf das noch glühende Scheit im Vordergrund: „So a Scheit!“ — sagte er — „jo a Scheit müßt ich maken können.“ Sprach's und ging seines Weges. —

Professor Piloty hatte sein Atelier im alten Akademiegebäude gerade über dem Schwinds; als Piloty dort ein neues Bild zur Besichtigung ausstellte und viele Leute hinaufgingen, fragte Schwind einen Herabkommenden: „Sagen S' mir, was ist denn da oben schon wieder für ein Unglück geschehen?“ —

Notizen.

— Nach dem neuesten Adreßbuch des Deutschen Buchhandels ist im letzten Jahre die Zahl deutscher Buchhandlungsfirmen um 365 gestiegen; sie beträgt jetzt 10624 in 2124 Städten, darunter 1481 im Deutschen Reich; ausschließlich den Verlagsbuchhandel betriebenen 2612, ausschließlich den Verlags-Kunsthandel 340, ausschließlich den Verlags-Musikalienhandel 397 Firmen. —

— Der Goncourt-Preis (5000 Fr.) ist John Philippe Rau für seinen Roman „Feindliche Gewalten“ zuerkannt worden. Am ist dreißig Jahre alt und war früher Gärtner. Der Roman ist ein Joy-Roman, die Lebens- und Leidensgeschichte eines Freimüthigen. —

— Eine Handschrift aus dem 13. Jahrhundert mit vielen Miniaturen wurde kürzlich für 50000 Mark in London verkauft. —

— Die „Nerthus“ (Verlag Chr. Wolff, Altona-Itensen) erscheint von Neujahr ab jeden zweiten Sonntag. Der Jahrespreis ist auf 5 M. herabgesetzt. —

— Die Freie Volkshölle bringt für ihre fünfte Spielserie im Metropol-Theater „Mercadet“ von Balzac zur Aufführung. Die Titelerolle liegt in Händen des Herrn Adolf Klein vom Leistung-Theater. Die erste Vorstellung ist am 26. Dezember. —

— Im Kleinen Theater findet noch in diesem Winter die Uraufführung von Heyermans Schauspiel „Ghetto“ statt. —

— In Bremerhaven soll ein neues Theater mit einem Kostenaufwand von 600000 M. erbaut werden. Die an der Bau Summe noch fehlenden 125000 M. will man durch Ausgabe von Anteilsscheinen aufbringen. —

— Der Kapellmeister Walling, erster Dirigent der Dresdener Oper, ist an Stelle Felix Wottlis nach Karlsruhe engagiert worden. —

— Aus dem Petersburger Künstlerverein sind 21 Mitglieder ausgeschieden. Grund: die Aufnahme eines Sensationmachers und Auktätemalers. —

— Ein Preisausschreiben: „Das deutsche Buch im Zeitalter des Barock und Rokoko“ veranstaltet die Gesellschaft der Bibliophilen. Gefordert wird eine historische Darstellung der Buchausstattung und der Wirksamkeit namhafter Künstler, Drucker und Verleger aus der Zeit von 1600 bis 1750. Manuskröpte — etwa 12 Druckbogen Quartformat — sind bis zum 1. Oktober 1905 an Dr. Karl Schödelkopf in Weimar einzureichen. —